

DIE FACKEL

NR. 274

27. FEBRUAR 1909

X. JAHR

Peter Altenberg

Zum 9. März ¹

Er feiert nun wirklich diesen oft versprochenen, oft verschobenen fünfzigsten Geburtstag. Aber mag das Datum schwankend sein wie das Urteil über den Mann, ja schwankend selbst wie das Urteil des Mannes, die Gelegenheit, ihn respektvoll zu grüßen, möchte sich einer nicht versagen, der dabei war, als jener seine Haare ließ, um einen Kopf zu bekommen. Und nichts steht heute fester in unserm Geistesleben als dies Schwanken, nichts ist klarer umrissen als diese knitterige Physiognomie, nichts bietet besseren Halt als diese Unverlässlichkeit. Unter den vielen, die hier etwas vorstellen, ist einer, der bedeutet, unter den manchen, die etwas können, ist einer, der ist. Unter den zahllosen, die ihre Stoffe aus der Literatur geholt haben und Migräne bekamen, als es an die Prüfung durchs Leben ging, ist einer, der im schmutzigsten Winkel des Lebens Literatur geschaffen hat, gleich unbekümmert um die Regeln der Literatur und des Lebens. Weiß der liebe Herrgott, wie die anderen ihren Tag führen, ehe sie zu ihren Büchern gelangen, die Nächte dieses einen waren allzeit der öffentlichen Besichtigung preisgegeben, und manch ein champagnertrinkender Pferdejude dürfte um die Zeugung dessen Bescheid wissen, was für alle Zeiten den Werten einer lyrischen Prosa zugerechnet bleibt. Dieses Künstlerleben hatte einen Zug, den in seiner Welt die Weiber verloren haben: Treue im Unbestand, rücksichtslose Selbstbewahrung im Wegwurf, Unverkäuflichkeit in der Prostitution.

Seitdem und so oft er vom Leben zum Schreiben kam, stand das Problem dieser elementaren Absichtslosigkeit, die heute leichtmütig eine Perle und morgen feierlich eine Schale bietet, in der Rätselecke des lesenden Philisters. Die bequemste Lösung war die Annahme, einer sei ein Poseur, der zeitlebens nichts anderes getan hat als die Konvention der Verstellung zu durchbrechen. Oder es sei ein echter Narr. Denn das Staunen des gesunden Verstandes, dessen niederträchtige Erhabenheit sich hier voll entfaltet, sieht bloß die gelockerte Schraube und fühlt die bewegende Kraft nicht, die den Schaden schuf, um an ihm zu wachsen. Aber wenn die Dichter heute zu nichts anderm taugen, als daß die Advokaten an ihnen ihrer Vollsinnigkeit inne werden, so haben sie ihren Zweck erfüllt, und die Advokaten sollten darauf verzichten, in das Verständnis der Dichter weiter eindringen zu wollen, als zum Beweise ihrer eigenen Daseinsberechtigung notwendig ist. Mag sein, daß der Altenbergsche Ernst diese Art mechanischer Betrachtung auf Kosten der lebendigen Persönlichkeit verschuldet hat. Im Altenbergschen Ernst kreischt die Schraube, und verlockt die Neugierde einer wertlosen Intelligenz, die man besser ihren Weg ziehen ließe. Es ist dieser künstlerischen Natur zu eigen, das Unscheinbare aus der Höhe anzurufen, und solche Aufmerksamkeit wird ihr unversehens zur Kunst, wenn die Kontraste sich im Humor verständigen. Er ist

¹ Sein 50. Geburtstag

Lyriker, wenn er sich zur unmittelbaren Anschauung seiner kleinen Welt be-
gibt, und er ist Humorist, wenn er sich über sie erhebt, um sie zu besprechen.
Er ist persönlich und reizvoll in und über den Dingen, und wir haben ihm hier
und dort Kunstwerke zu danken, die ihm keiner nachmachen kann, weil er
selbst ohne Vorbild ist. Aus einer Grundstimmung zwischen Überlegenheit
und lyrischem Befassen, aus einer umkippenden Weisheit, die vor einem Ka-
narienvogel ernster bleibt als vor sich selbst, aus einer Bescheidenheit, die
sich nur vorschiebt, um die Welt in einer Narrenglatze sich spiegeln zu lassen,
könnte er uns eine »Empfindsame Reise« beschreiben, die er aus Ersparnis-
rücksichten im Kinematographentheater erlebt. Ich gebe für die paar Zeilen
seiner »Maus« oder seines »Lift«, seines »Spazierstock« oder seines »Ge-
sprächs mit dem Gutsherrn« sämtliche Romane einer Leihbibliothek her. Dazu
aber auch jenen P. A., der die Distanz zu seiner Welt durch Lärm ausgleichen
möchte. Ich kann es verstehen, daß einem Künstler die Geduld reißt und daß
er eines Nachts dazu gelangt, das Leben im Vokativ anzusprechen. Er scheint
mir in solchen Augenblicken ehrwürdig, aber nicht eben schöpferisch zu sein.
Ich sehe ihn hoch, aber der Abstand, der Humor verlangt, schafft sich ihn von
selbst, wenn der Betrachter pathetisch wird. In dieses Kapitel scheint nur die
Altenbergsche Gastrologie zu gehören mit jenem Materialismus der Frauen-
seelen und jenem Spiritualismus der Materialwaren, mit der Unerbittlichkeit
jenes »erstklassigen« akrobatischen Evolutionsgedankens, daß der Affe vom
Menschen abstammt. P. A., der vor einer Almwiese zum Dichter wird, wird vor
einer Preisjodlerin zum Propheten. Er ist ein Seher, wenn er sieht, aber er ist
ein Rufer, wenn er ein Seher ist. Seine Schrullen sind schöpferische Hilfen,
wenn sie sich selbst entlarven; sie sind Hindernisse, wenn sie auf sich beste-
hen. Die zarteste Künstlerhand beschwichtigt sie, und zu einer widrigen Un-
sprache lassen sie sich alarmieren. Und das ist der Humor davon. An ihn hält
sich der Philistersinn, wenn diese Fülle sich selbst zu einer Sonderbarkeit ver-
kleinert, die mit visionärer Verzückung Küchenrezepte verfertigt, tant de bruit
pour une omelette macht und die Anweisung von sich, gibt: O nähme man
doch endlich drei Eier!!? Gewiß bildet diese ausfahrende Sucht, die eine all-
tägliche Sache bloß verstärkt, ein Teil von jener Kraft, die eine alltägliche Sa-
che zu erhöhen vermag, und ich möchte den Mißton in der Zigeunermusik
dieses Geistes nicht entbehren. In der restlosen Ehrlichkeit, die das Unsagba-
re sagt, ist er wohl liebenswerter als ein Preziosentum, das vom Sagbaren nur
die Form enthüllt, und beschleunigte Herztätigkeit ist es, was den Menschen-
wert des Predigers über die Zweifel der Lehre erhebt. Aber ihr Lärm scheint
mir von der Schwerhörigkeit des Philisters gefördert und er bedeutet jenen
Trotz, welcher die Konzession des Künstlers ist, der keine Konzessionen
macht. Und wie sollte die stärkste Stimme nicht heiser werden in einem Va-
terlande, in dem der Prophet der Niemand ist, aber der Poet ein Journalist?
Peter Altenbergs Ruhm ist aus dem sicheren Auslande noch nicht nach Wien
gedrungen und das intellektuelle Gesindel dieser Stadt hat noch nicht geruht,
ihn so ernst zu nehmen wie ihre Journdichter und Journalisten. Dennoch sollte
man diesen Reichtum der Mittel sich nicht auf Kosten des Inhalts entfalten
lassen. Man müßte eine Zeitung, die diesem Temperament die Interpunktio-
nen ihrer Druckerei zu schrankenloser Verfügung überläßt, boykottieren, man
müßte vor Preisrichtern der Literatur, die eine Persönlichkeit von solchem
Wuchs in der Varieté—Kritik exzedieren lassen und jahraus jahrein harmoni-
sche Plattköpfe dekorieren, auf der Straße ausspucken. Kurzum, man müßte
alles das tun, wodurch man den Zorn P. A.'s auf sich laden könnte, den einzi-
gen stadtbekanntesten Zorn, der um seiner selbst willen wertvoll ist und auch
dort noch berechtigt, wo der Eigentümer fälschlich annimmt, man habe es auf

seine Freiheit abgesehen. Denn man hat es in Wahrheit darauf abgesehen, ihn auf einen Stand zu bringen, auf dem er die wohlverdiente literarische Anerkennung endlich für die Ehre eintauscht, die Zielscheibe der Betrunktheit zu sein. Oder gar das Merkziel jener vollsinnigen Betrachtung, welche die Kunst des Mannes als eine Privatangelegenheit belächelt, aber vor seinem Nachtleben wie vor einer Praterbude steht, und die überglücklich ist, wenn sie eine Probe Altenbergscher Urteilswütigkeit kolportieren kann. Daß hier ein ewig junges Temperament bei der Sache ist, ob es nun für oder gegen die Sache ist oder beides zugleich, schätzt keiner. Aber auch die Ansichten der Natur sind geteilt, auf Schön folgt Regen und es ist derselbe Ackerboden, der den Vorteil von solchem Widerspruch hat. Dieser Dichter hatte Anhänger, die ihm abtrünnig wurden, weil sie den Zufällen seiner klimatischen Verhältnisse nicht gewachsen waren. Nun, wen es trifft, zwischen dem Einerseits einer höchsten Begeisterung und dem Andererseits einer tiefsten Verachtung zu leben, der bleibe zu Hause, aber er preise die Allmacht des Schöpfers und rümpfe nicht die Nase über die Natur. Denn die Natur ist weise, sie nimmt ihre Donner nicht ernst und ihre Sonne lacht über die eigene Inkonsequenz. Ach, wir haben genug Dichter, die mit fünfzig Jahren dasselbe sichere Urteil bewähren werden wie mit zwanzig. Gott erhalte sie als ganze. Von Peter Altenberg genügen uns ein paar Zeilen.

Karl Kraus.

* * *

Einmal las ich in einem Buch von Peter Altenberg, ich glaube es war in »Wie ich es sehe«, eine Stelle, wo ein Nachen durch einen engen, mit Rosen und Ranken überhangenen Kanal fährt — seitdem liebe ich Peter Altenberg.

Detlev Baron Liliencron

Alt—Rahlstedt bei Hamburg, 19. 2. 9.



Leben

Zwischen zwei Nächten ein Traum.
Im Dunkel ruht und wächst ans Licht
Ein Baum. Hat ein wunderbar Gesicht
Von Sonne in Säften und Ästen,
Von Himmelsbläue und Wolkenwandern
Über dem Haupt
Und glaubt
Und lauscht den Vogelgästen,
Die von Herrlichkeiten sagen.
Alle seine Arme tragen
Von Wunsch und Weh die grüne Last
Und können den Schatz nicht wahren,
Ein Sturmwind kommt gefahren,
Da zuckt und stöhnt ein Baum,
Ein Halm am Saum

Der Unendlichkeiten.
Und in das Wehren und Spreiten
Fährt ein Blitz und loht,
Bleibt und starrt der Tod,
Bläst ein Ding fort wie einer Feder Flaum.
Ein wunderbar Gesicht:
Es löscht ein Licht
Zwischen zwei Nächten im Traum.

Otto Stoessl

* * *

Spiel

Von allem Satanswerk auf Erden hatte das Spiel das ärgste Schicksal, denn es wurde als Zerstreung und Erholungsbeschäftigung in die bürgerliche Lebensordnung eingefügt. Auch die andern Sünden kamen um Purpurmantel und Höllenglanz, sie fristen ein armseliges Dasein als simple Gesetzesverletzung oder als pathologische Erscheinung. In dieser Stellung aber haben sie Frieden und müssen nicht, wie das Spiel, dazu herhalten, den Feierabend eines bis sechs Uhr tätigen Lebens zu verschönen. Es ist ein klägliches Ding das erlaubte, das Kombinationsspiel. Man hat den Zufall in einer Schlinge gefangen, ihm die Krallen beschnitten und ihn in einen Käfig von Regeln gesetzt. Da macht er seine jämmerlichen Bewegungsversuche, seine Parodien auf Gunstbezeugungen, und ehrsame Leute erfreuen sich daran. Das reine Glücksspiel aber ist selbstverständlich untersagt. Hier entzieht sich der Erfolg jeder Berechnung, hier schaltet ein Unbekanntes mit menschlichen Wünschen und das darf nicht geduldet werden. Gibt es denn sonst unbefugte Einmengen des Schicksals in das menschliche Leben? Gibt es sonst in der Welt Ereignisse, die sich der Kontrolle und der sozialen Ordnung entziehen? Erdbeben etwa, Feuersbrünste oder gar Todesfälle? Ein grobes Versehen, wenn es dergleichen gibt! Man hätte es natürlich längst verbieten sollen. Oder sind diese Unberechenbarkeiten vielleicht gar nicht so arg, als jene des Glücksspiels? Mag der Zufall über Tod und Leben entscheiden, sein keckes Hineinspielen in Geldverhältnisse wird man ihm untersagen müssen. Den Menschen selbst kann er nach Gutdünken vernichten, aber in seine Taschen hat er nicht zu greifen, denn hier empört sich die gesunde Vernunft gegen sein unsinniges Walten und gebietet ihm Halt. Und es ist merkwürdig anzusehen, wie man eifrig bestrebt ist, die kleinen und kleinsten Zufälligkeiten des Lebens in Mausefallen einzufangen, während die große Bestie Zufall die schlaun Fallensteller in ihrem Rachen trägt. Ein würdeloses Schauspiel ist diese hilflose Furcht vor dem Unbekannten, dieses Zappeln in der Gewalt des Stärkeren; das Unberechenbare beherrscht das Leben, es ist hoffnungslos, ihm Dämme zu bauen, die Flut ist stärker. Und Spielen — das heißt, sich dieser Flut anvertrauen. Gewiß stellt das Hasardspiel eine der wirklich vornehmen Handlungen dar, zu welchen sich die Menschen aufzuschwingen vermochten; eine vollständige Hingabe an den Zufall, ein ehrliches Waffenstrecken vor dem Schicksal. Die Karte nimmt, die Karte schenkt. Geräuschlos, ohne das Gerassel des kommerziellen Apparates vollzieht sich der Wechsel. Hier ist das Walten des Schicksals mit den allereinfachsten Mitteln, es ist die Reduktion des Lebenskampfes auf die allereinfachste Form, Gewinnen oder Verlieren, der Rest von Mühsal und Arbeit, von Zuwarten und langwierigem Sorgen ist Beiwerk, und verschwindet. Das Glücksspiel ist ein Tête—à—Tête mit dem Schicksal, es ist der

außergewöhnliche und direkte Verkehr mit einer hohen, dem Leben vorgeetzten Instanz. Das Zeitalter der Bürokratie wehrt sich dagegen, es liebt die Menschen, die ihr Dasein führen wollen, und der Spieler ist ein Mensch, der sich von seinem Dasein führen läßt.

Man erhebt Vorwürfe gegen das Spiel. Es sei eine nichtige Beschäftigung, ohne wertvolles Resultat. Die Nichtigkeit dürfte das Spiel mit manchen anderen Dingen gemein haben, aber eine Tätigkeit, die den andern nicht nachsteht, ist es unbedingt. Repräsentiert es doch den einzigen bedeutenden Nervensport, den wir kennen. Die Übung von Arm— und Beinmuskulatur hat soviel begeisterte Aufmerksamkeit gefunden, da ist es nur Mangel an Konsequenz, den Sportwert des Spieles nicht anzuerkennen. Es ist eine Art seelischer Freiübungen im Ertragen der Wechselfälle, das Training der Nerven vor dem Zufall.

Ferner wird behauptet, daß im Spiel nicht die Würdigkeit über das Erlangen des Gewinnes entscheidet. Wenn dem so ist, so kann man es nur bedauern. Die Krönung des Verdienstes ist sehr wünschenswert. Aber solange die soziale Ordnung selber diesen Wunsch nicht berücksichtigt, solange die wohlerwogenen Vorschriften der Vernunft nicht zu diesem Resultate führen, ist es unbillig, vom Zufall mehr zu verlangen. Eine blinde Absichtlichkeit darf keinen sehenden Zufall fordern. Es ist durchaus ungerecht, der Karte jenen Zahlungsauftrag für menschliche Werte zuzuweisen, den man selbst nicht honorierte.

Das Spiel sei ein gar zu müheloser, ein allzuleichter Erwerb. Dafür ist es auch der reinlichste von allen. Keine Art des Geschäftes gibt es unter Menschen, keinen Handel, wo Vorteil und Nachteil so streng abgewogen, so peinlich genau ins Gleichgewicht gebracht sind, wie beim Spiel. Hier das Risiko, dort die Chance. Nichts Unbekanntes, keine Möglichkeit der Täuschung gibt es. Kein Vorwurf kann entstehen, kein Gefühl des Übervorteiltseins sich regen. Der Mechanismus des Erwerbens funktioniert hüllenlos, freigelegt vor aller Augen. Die bunte Verkleidung des Handels mit Waren, des Tausches von Werten ist abgestreift, und in ihr allein kann sich ein ungerechtfertigtes Zuviel für einen der Teile verbergen.

Weiterhin hätte das Spiel Existenzen untergraben, Menschen zu Grunde gerichtet. Das hat seine Richtigkeit. Aber in dieser seiner Wirkung leistet das Spiel verhältnismäßig so Geringes, hat es so viele überlegene Konkurrenten, daß es füglich außer Betracht bleiben darf. Es sei daran erinnert, wie das Leben selbst mit seinen Menschen verfährt, wie viel Verluste ihnen zuzufügen, sein Ernst sich vorbehält. Ein Unterschied ist, daß es beim Spiele bis zur letzten Minute Erfolge gibt, das Leben aber noch niemand mit Gewinn verlassen hat.

Unsere Zeit sieht mit erklärter Feindschaft auf das Spiel. Sie hat so vieles vergeblich ausgerechnet, sie fährt noch unaufhörlich fort zu rechnen und wittert in allem Unberechenbaren eine feindliche Verhöhnung ihres Tuns. Sie möchte gerne das Spiel assimilieren, seinen Geist in Rechnungen ersticken. Mit seinem eigenen Sinn und Wesen weiß sie nichts anzufangen und hat es in ihrer Weise interpretiert. Sie faßt es als Geschäft auf, und gegen Geschäfte mit gleicher Chance hat sie ein tiefgehendes Mißtrauen. Daher die Verachtung. Sie weist dem Spiel als bloße Zerstreung eine dienende Rolle unter den Beschäftigungen an, sie wacht strenge darüber, daß Maß gehalten wird in diesem Genusse. Eine schöne sittliche Entrüstung hat sie für die Spielhölle übrig, der gegenüber sie in den Fabrikräumen, die sie baute, ihren Arbeits-himmel geschaffen hat. Sie verweigert dem Rechte des Spielers ihren Schutz, sie erkennt die Spielschuld vor dem Gesetz nicht an. Sie begünstigt offen den

unzweideutigen Betrug, der damit gegeben ist, daß jemand, der daran denkt, als Verlierer nicht zu zahlen, von der Möglichkeit zu gewinnen Nutzen zieht. Sie hat damit alles getan, um das Spiel auf ein tiefes Niveau zu drücken, sie hat für jede Art von Gesindel eine Lockung in dasselbe gelegt. Und es ist ein starkes Zeugnis für den inneren Gehalt des Spieles, wenn es trotz solcher Maßregeln immer wieder über die Zeit triumphiert und das bleibt, was sie niemals war: vornehm. Zur Arbeit konnte man Tiere erziehen, ja selbst Menschen dressieren. Niemals zum Spiel; das konnte nur frei gewählt werden. Mühsam mußte man und lange für jene Wahrheit Anerkennung erkämpfen, daß die Arbeit nicht schändet, vergeblich aber will man stets versuchen, die andere Wahrheit zu unterdrücken, daß das Spiel adelt.

Otto Soyka.



Glossen, Notizen, Aphorismen

Der Liberalismus hatte gesprochen:

»Schon haben die Männer der Wissenschaft Apparate gebaut, die selbst in einer Entfernung von vielen tausend Meilen die Erdbewegungen verzeichnen ... «

Darauf habe ich geantwortet:

»Je größer die Entfernung, desto sicherer funktionieren die Apparate. Nur wenn sie sich am Orte des Erdbebens befinden, ist Gefahr vorhanden, daß sie kaputtgehen.«

Das Erdbeben hat das Wort:

»In Reggio und Messina haben gestern und vorgestern neue heftige Erschütterungen stattgefunden, welche zwar keinen Schaden verursachten, aber furchtbaren Schrecken erregten. Zwei Seismologen, welche in Reggio Beobachtungen anstellten, wurden von den Erschütterungen zu Boden geschleudert, ihre Instrumente zerbrachen. Die Gelehrten sind der Ansicht ... «

Die Ansichten sind bis heute unbeschädigt.

*

Als ich letzthin der wohltätigen Bemühungen des Herrn Dr. Charas gedachte, der in Catania die Hungernden gespeist, sich dann in Rom aufgehalten und in Wien die Blinden sehend gemacht hat, ließ ich die Möglichkeit offen, daß die Angriffe der italienischen Presse auf chauvinistische und nicht auf kulinarische Vorurteile zurückzuführen seien. Ich dachte nämlich, daß die Leistung der Wiener Rettungsgesellschaft auf sizilischem Boden in der Verteilung von Makkaroni bestanden hätte. Nun werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß ich das Maß jener Wohltätigkeit unterschätzt und somit auch den Tadel der italienischen Presse mißverstanden habe. Gegen die Einfuhr von Makkaroni, die ja als Nudeln durchaus in das Ressort des goldenen Wiener Herzens fallen, hat man in Sizilien füglich nichts einzuwenden gehabt. Aber der Unmut der Bevölkerung, von dem die italienische Presse erzählt und von dem Herr Dr. Charas nichts wissen will, soll sich eben nicht gegen die Makkaroni, die in der Tat »geradezu verschlungen« wurden, sondern gegen ein wahrhaft fürchterliches Ansinnen gekehrt haben: gegen die Wiener Bohnen.

Da mag man den Unwillen einer durch das Schicksal genug gereizten Bevölkerung begreifen, und es müßte einen nicht wundern, wenn die Italiener in solcher Zumutung einen feindlichen Anschlag Österreichs gewittert hätten. Denn es gehört schon eine tüchtige Portion Größenwahn aus der Wiener Küche dazu, einem fremdländischen Magen jenen Mehlpapp, der hier Gemüse genannt wird, anzubieten. In der Stadt der Echtheit wird natürlich streng darauf gesehen, daß das Gemüse nur mit echtem Mehl zubereitet wird, und die Fremden, die etwa hierherkommen, fragen in unseren Restaurants vergebens nach jenem Grünzeug, das in der ganzen Welt als Surrogat für unser Mehl auf den Tisch kommt. Die ganze Welt versteht eben nichts von der Küche, und Wien ist in Wahrheit der Einbrennpunkt der kulinarischen Kultur. Wer hierzulande dennoch den Mut hat, den ihm vorgesetzten Kleister zurückzuweisen, und seine Ansprüche schließlich auf »kleine Gurken« reduziert, mag sich besorgt erkundigen, ob nicht auch die in der Geschwindigkeit »a wengerl eing'stäubt« werden. Ich kann die Wut der Catanier begreifen. Zuerst das Erdbeben, und dann die Hilfe! Wenn ich unter Trümmern läge und Herr Charas brächte mir eingebrannte Fisolen, ich schickte ihn damit unverzüglich in die Feldküche zurück. Manna in der Wüste, als »Einbrenn« zubereitet, ist eine Provokation. Die Antwort könnte dann hundertmal lauten: »Aber es wird allgemein gelobt«, ich bliebe unerbittlich, und wenn der Papst mit den Köchen selbst die Mahlzeit gesegnet hätte, ich würde ostentativ verhungern.

*

Der Leser erliegt dem Zauber des gedruckten Wortes, aber er wird dieser Wirkung nicht inne. Sonst wäre es unerklärlich, daß er noch nicht auf die Idee verfallen ist, ein Blatt zu gründen. Der verbrecherischen Suggestion, die von der Privatmeinung eines beliebigen Dummkopfes ausgeht, sobald sie in Druck gelegt ist, ließe sich nur dadurch ein Ende machen, daß alle Leser sich in Redakteure verwandeln. Dann würden sie sich das Staunen abgewöhnen. Für ein paar Gulden kann jeder Kommissar von jedem Drucker in jene höchste Macht eingesetzt werden, welche die Gesellschaft heute zu vergeben hat. Die Banken lassen es sich nicht nehmen, Inserate zu spenden, Theater und Bahnen gewähren Freikarten, Verleger schicken Rezensionsexemplare. Da in einer Großstadt jährlich nur fünfzig Sudler auf die gute Idee kommen, den Kredit einer Buchdruckerei und den Glauben des Publikums in Anspruch zu nehmen, so floriert das Geschäft. Erstünden fünfhundert, so würden die Gebrandschatzten bald merken, daß der täuschende Schein ein Verdienst des Setzers ist. Vor allem merkwürdig ist, daß so wenige Druckereien selbst die Gelegenheit wahrnehmen, Zeitschriften herauszugeben. Die Lettern, auf die es ausschließlich ankommt, sind da, und der Vorwand, Freikarten und Annoncen zu bekommen, wäre in einer Stunde hergestellt. Geradezu grotesk ist es, daß ein Buchdrucker, der seine Familie ins Theater oder auf das Land schicken will, in jedem einzelnen Falle erst einen befreundeten Redakteur in Anspruch nehmen soll, da er doch, viel rascher ein Blatt drucken und sich ein für allemal das Recht auf Benefizien sichern könnte. Mir ist weit und breit nur eine einzige Zeitschrift bekannt, die solcherart dem Haushalt eines Druckers dient. Früher hatte er sich auch einen Redakteur gehalten, der so lange im Wege stand, bis er zum Kaiserjubiläum ausgezeichnet wurde. Aber um Waschzettel und Vordrucke zu übernehmen, dazu braucht wahrlich keine Druckerei einen kaiserlichen Rat. Und jetzt erst wird der Leser sehen, was eine Zeitschrift zu leisten imstande ist. Wie ein Alpdruck lastete die Individualität jenes Mannes auf ihr. Das wird in einem Aufruf an das Volk durch die Versicherung angedeutet, das Blatt werde mit diesem Jahre ein »frischeres Aussehen« bekommen. Und dann heißt es wörtlich:

Wir haben vor, die von uns zur Schlichtung des österreichischen Völkerstreites stets verfochtene Idee der Autonomie auch in den redaktionellen Betrieb einziehen zu lassen. An Stelle einer »Zentraleitung« haben wir einigen unserer bewährten Mitarbeiter die selbständige Leitung der Ressorts: Politik, Volkswirtschaft, Schule, Naturwissenschaft und Philosophie, Literatur, Kunst und Musik übertragen und hoffen, durch ein wenn auch nur im kleinen gelungenes Beispiel die Richtigkeit unser politischen Ideen beweisen zu können. Wir stehen vor großen politischen Ereignissen und Kämpfen, die entscheidend auf die Gestaltung unseres Vaterlandes sein werden. Wir werden in diesen Kämpfen immer offen und entschieden ...

Merks, Österreich, und kassiere dir deine Steuern autonomisch ein! Die Hauptsache ist, daß gedruckt wird. Auf die Zentraleitung wird gepfiffen.

*

» ... Eine Zeitschrift aber verdient es, einmal an den Pranger gestellt zu werden, da sie aus dem verhältnismäßig anständigen Rahmen unserer literarischen periodischen Veröffentlichungen ganz herausfällt, und das ist Maximilian Hardens 'Zukunft'. Nehmen Sie doch einmal ein Heft dieser Wochenschrift in die Hand. Es ist so ungefähr das Schlechteste, was Sie überhaupt finden können; an Minderwertigkeit nicht einmal übertroffen von den Indianer—Schmökern und Hintertreppen—Romanen.

Diese Kritik betrifft nicht etwa den Inhalt der 'Zukunft', sondern bloß ihre Ausstattung. Sie steht im 'Graphischen Centralblatt'.

Das Papier holzig, die Typen abgenutzt, der Druck so liederlich, daß eine Seite lichtgrau und die andere wieder so rußig schwarz erscheint, daß, wenn man mit dem Finger darüber hinstreicht, die Druckerschwärze in Kometenform über die Seite fliegt. Dann die unsagbar rohe Weise, das Heft zu beschneiden, so daß auf einer Seite der Text in einem Abstand von 2 cm vom oberen Rande einsetzt und auf der Gegenseite eventuell nur in einem solchen von 2 mm. Ja, beim Inseratenteil kann man es sogar häufig genug erleben, daß gleich eine halbe Zeile mit weggeschnitten ist!

Und nun meine Herren, lassen Sie uns doch einmal ein kleines Rechenexempel bezüglich der 'Zukunft' anstellen: Diese Zeitschrift wird in einer durchschnittlichen Auflage von ungefähr 35.000 Exemplaren gedruckt. Das Heft kostet 50 Pfg. Wir nehmen an, daß es die Abonnenten billiger haben und rechnen deshalb nur einen Durchschnittspreis von 40 Pfg. pro Heft. Das würde einen Umsatz von mehr als 15.000 Mk. ergeben. Von diesem Betrage rechnen wir ab 5000 Mk. für den Buchhändlerverkehr: bleiben 10.000 Mk. Davon ziehen wir weiter ab 3000 Mk. für die Herstellung des Heftes. Rest: 7000 Mk. Von diesen wären dann weiterhin noch in Abzug zu bringen die Honorare. Sie wissen, Harden schreibt seine 'Zukunft' zur Hälfte selbst; es ist also hoch genug gegriffen, wenn wir für jedes Heft 1000 Mk. ansetzen. Bleiben 6000 Mk. Hiervon rechnen wir dann noch einmal 1500 Mk. herunter für unverkaufte Exemplare; doch haben wir diese auf der anderen Seite wieder voll und ganz hinzuzuzählen für Inserate und Extrabeilagen. Es bleiben also in jedem Falle mindestens 6000 Mk. blanker Reingewinn für ein Heft; das heißt also jährlich 312.000 Mk.! Meine Herren! Für 312.000 Mk. jährlichen Reingewinn kann man, wenn man

ein Kulturförderer sein will, etwas mehr für die Buchdruckerkunst tun; für die Kunst, der es Harden doch in erster Linie verdankt, daß er weit gekannt, weit gerühmt und weit gefürchtet ist. So, nun hat Herr Harden das Wort. Wie sagt er doch? 'Ich hab's gewagt, bin unverzagt und will des Ends erwarten.'[«]

Daß jetzt auch schon der Gutenberg an der Ehrlichkeit des Hutten zu zweifeln beginnt, das könnte einem alle Freude an der historischen Bildung verderben. Wenn jener aber glaubt, es sei eine Lust zu leben, wenn man bloß 312.000 Mark jährlich verdient, so irrt er. Die Geister werden erst wieder wach, wenn man für das Vaterland eine Konzerttournee unternimmt und für jeden Vortrag 3000 Mark bekommt. Dabei hat sich Herr Harden ursprünglich die Entbehnung auferlegt, bloß 1500 Mark zu verlangen, über die der Münchner Impresario bei den schlechten Zeiten nicht hinausgehen konnte. Erst als ein anderer Münchner Impresario von dem Plan erfuhr und beherzt depechierte: ich biete 3000, war er bereit, sich an das teurere Vaterland anzuschließen und das deutsche Volk zu erhöhten Preisen vor dem Kaiser zu warnen. Aber auch das deutsche Volk kommt dabei nicht zu kurz. In Magdeburg zum Beispiel hat der reisende Patriot die vernünftige Einrichtung getroffen, daß vor dem Vortrag »ergebnste Einladungen« verschickt und jene Einwohner, die eine solche an der Abendkasse vorweisen, eines Rabatts von 25 Prozent teilhaftig werden. Eine Herrn Harden feindliche Zeitung meint, er habe sich vom 'Simplicissimus' inspirieren lassen, den er zwar nicht mehr ganz so gern sieht wie früher, dessen Bild »Komm mit, Kleener — ick jebe Rabattmarken« er aber unbedingt gesehen haben müsse. Mit Unrecht erinnert das Blatt an die Belagerung Magdeburgs durch Tilly; wir halten bei Hutten. In einem Punkte aber hat jenes andere Blatt, welches wieder die Erfindung der Buchdruckerkunst auf Kosten der Kultur überschätzt, deren entschiedenstem Bahnbrecher Unrecht getan. Es wäre ein lächerliches Mißverhältnis, wenn Schäßigkeit der Ausstattung mit einer Noblesse gepaart wäre, die 1000 Mark für jedes Heft der 'Zukunft' an die Mitarbeiter zahlt. In welcher Welt lebt denn das 'Graphische Centralblatt', und mit welchen Augen sieht es, daß es nur das holzige Papier wahrnimmt und nicht, womit es bedruckt ist? Wenn die kostenlosen Vordrucke aus soeben erscheinenden Werken und die Selbstanzeigen der Autoren noch Raum für einen Originalbeitrag lassen, so gehört die ganze Fachverlorenheit eines graphischen Blattes dazu, zu glauben, daß für ein Heft der 'Zukunft' mehr als hundert Mark in Honoraren aufgehen. Es gibt kein zweites Beispiel in der Publizistik, das eine so praktikable Verbindung wirtschaftlicher Zurückhaltung und literarischen Entgegenkommens vorstellte. Und daß sich mit der Einrichtung der Selbstanzeigen auch noch andere Effekte herausschlagen lassen, hat Herr Harden kürzlich bewiesen, als er die Notiz eines Mitarbeiters, der 'Fackel' brachte, der sie ihm lange vor den Sexual—Triumphen geschickt hatte. Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß der Herausgeber der 'Zukunft' heute für gute Namen selbst Honorar auszuwerfen bereit wäre. Die Auflage — mag auch die Schätzung jenes Fachblattes übertrieben sein — hat sich gewiß nicht verringert. Aber ein Erlebnis, das eine heroische Natur umwarf, ist die Erfahrung, daß Enthüllungen aus dem Leben hochgestellter Päderasten bloß dem Geschäft nützen, aber nicht zugleich auch der Ehre.

*

Daß die Seele der Schauspielerin ein Defekt ihrer Schönheit sei, diese Erkenntnis, die hier oft geformt wurde, fliegt jetzt der deutschen Theaterkritik aus dem Auslande zu. Der 'Frankfurter Zeitung' wird aus Italien geschrieben:

»Frau Duse gehört der Vergangenheit an. Wenigstens in Italien, wo man wohl ihr ungewöhnliches Talent zu schätzen wußte, aber sich doch stets einen zu starken Sinn für die Form, die schöne Form bewahrt hat, um in dem Charakteristischen à tout prix je *die* Kunst zu erblicken. Die Vorzüge, die man hier von jeher am höchsten einschätzte und, wenn nicht alles täuscht in nicht allzu langer Zeit auch in Deutschland wieder zu sehen lernen wird, liegen in einer anderen Richtung, als die ist, welche Eleonora Duses unerhörte Kunst *notgedrungen* einschlagen mußte. Eine sehr ernste Bühnenzeitschrift, die Maschera, hat vor kurzem eine Rundfrage erlassen, deren Resultat jetzt vorliegt. Eine Rundfrage ist nun nicht gerade eine einwandfreie Sache; aber die Antworten sind doch für den Kenner interessant genug. Die Leser hatten darüber abzustimmen, welche Schauspielerin Italiens, ihrer Meinung nach die talentvollste, welche die schönste und welche die eleganteste sei. Schon die Fragestellung ist delikate genug. Das Resultat aber beweist eine überraschende Höhe des Geschmacks. Die talentvollste ist danach Teresa Mariani, die große Tragödin, die in gewisser Weise mit der Duse verwandt, weniger intensiv als diese, aber um vieles anmutiger und frauenhafter, nie vergißt, daß die Kunst, daß jede Kunst symbolischen Charakters ist. Den Preis der Schönheit trug Tina di Lorenzo davon, die auch in Deutschland Bewunderer besitzt. Die eleganteste ist nach dem Urteil der Leser der Maschera Lida Borelli.«

Das ist natürlich Unsinn, denn die talentvollste ist immer auch die schönste und eleganteste und umgekehrt. Und so richtig es ist, daß die Kunst der Duse eine notgedrungene Kunst ist, so unmöglich ist es, daß unerhörte Kunst je notgedrungen sein kann und umgekehrt. Immerhin, es mehren sich die Zeichen, daß mit der Seele aufgeräumt wird. Man ist irgendwie unbefriedigt. Aber man wird es bleiben. Denn wenn das heutige Leben den Frauen bloß eine Seele gestattet, wie sollte das heutige Theater ein Höheres bieten?

*

Die empfängliche Tageskritik, die einen geistigen Dukaten sofort in kleine Münze umwechselt und mit frischen Kreuzern so splendid herumwirft, daß man rein glaubt, es seien Dukaten, geht jetzt ernstlich daran, vom Theater eine andere Meinung zu bekommen. Daß eine Schauspielerin, die den Sinnen nichts gibt, von der Seele beweint wird, daß der Unsinn der Operette romantischer Abkunft sei und dem Gefühl zuspreche, wenn er dem Verstand widerstrebt, es räuspert sich und spuckt allerorten nach solcher Erkenntnis. Die Forderung aber, daß der Schauspieler wieder vom Theater Besitz ergreife und daß man ihn mit allen literarischen Weisungen ungeschoren lasse, finde ich in einem deutschen Tagesblatt wie folgt vertreten:

Kann Schauspielkunst sich dämonischer manifestieren, als wenn sie durch schlechte, unlebendige Stücke wie ein Strom braust, der von den Quellen des Lebens kommt, und totes Gestein mit Blüten segnet? Und können wir die Sehnsucht, die uns ins Theater treibt, in ihrer Wesenheit deutlicher erfüllen, als wenn uns eine schöpferische Kraft aus den engen Buchstabenzäunen und dumpfen Wortgebüsch mittelmäßiger Autoren plötzlich hinaushebt in reinere, sonnenhelle Lande? Dann wissen wir: daß wir dieses eine nur wünschen im letzten, für dies eine uns an den Kassen balgen, in unbequemen Stühlen klemmen, und unzählbare Abendstunden unseres Lebens hingeben, um dieses einzige Erlebnis zu erhaschen,

dieses Hinausgehobenwerden ... Und darum ist es gleichgültig, wie die Stücke heißen, in denen sie auftritt, ob sie dumm sind oder erhaben, oder beides zusammen. Und wie wir dem amüsichen Schauspieler den Vorwurf als größten entgegenwerfen, daß er immer derselbe ist in allen Rollen, so haben wir einer Persönlichkeit wie der ... gegenüber den Wunsch, sie möge uns, immer als die gleiche, frische, urtümliche Natur erscheinen, deren prachtvolle Selbstherrlichkeit wir nicht eingeengt sehen wollen.

Das unterschreibe ich ja alles, oder vielmehr, das alles unterschreibt mich, aber welchem weiblichen Girardi gilt die gute Anwendung?

Diese Frau revolutioniert für ihre Person gewissermaßen die Schulgesetze der Schauspielkunst als den proteischen, und schmeißt das dramaturgische Lehrgebäude pedantischer Perücken mit einem Anhauch ihres elementaren Lachens über den Haufen.

Welche künstlerische Macht ist es, die so alles Urteil aber den Haufen wirft, daß von einem aufnahmefähigen Kritiker nichts übrig bleibt als ein Schmock?

... Kann sein, dies war eine von den Halluzinationen, wie sie die Götter denen zuweilen senden, die ihre mechanistische Weltanschauung draußen in der Garderobe zu lassen pflegen und gläubigen Herzens im Parkett sitzen wie im Vorhof eines Mysteriums. Das aber will ich gegen zwanzig Professoren der Philosophie verteidigen, daß ich nachher gesehen habe, wie gegen das Finale des Stückes aus der Mitte des beglückten Saales etwas wie ein Gehäuse nach der Bühne sich hin bewegte und, einem gläsernen Sturz nicht unähnlich, sich um die lächelnde Frau schloß. Und sie saß darin und sang wie der Vogel im Märchen, der erlöst wurde aus quälenden Träumen ...

Die Dame heißt Pepi Glöckner. Ich ziehe alles zurück.

*

In den Zeiten der lustigen Witwenpest war auch die Kindersterblichkeit groß. Einige Wiener Lehrer haben eine Statistik des Theaterbesuchs der Schuljugend ausgearbeitet. Die »Lustige Witwe« wurde zwar nicht so oft besucht, wie man vermuten sollte, aber auch ohne unmittelbare Berührung ist die ansteckende Wirkung nachweisbar. In der Statistik werden nämlich einige Titelverstümmelungen vermerkt, die sich die Schüler geleistet haben. Die traurigste, deren Ursprung die unkundigen Lehrer nicht ahnen, ist das Bekenntnis, die »Vilja Hospitalis« besucht zu haben. So peinlich nun die Tatsache berühren mag, daß ein junges Gemüt so verleitet wurde, noch gräßlicher ist die Vorstellung, daß ein junges Gehirn eine beliebige Filia in jene berüchtigte Vilja verwandelt, die als Waldmägdelein des Okkupationsgebietes uns Erwachsenen fünf Jahre lang den Aufenthalt in jedem Nachtcafé verleidet hat.

*

Es kann eine Bosheit sein, wenn ein Blatt dem Lokalredakteur eines andern, der nebenbei auch Vorträge über »Tausend und Eine Nacht« hält, das Lob nachsagt, er sei »ein Pfadfinder im Labyrinth orientalischer Märchen-dichtung«.

*

Wenn es in einem Dampfbad hocharistokratisch zugeht, wendet die Presse eine eigene Terminologie an. Im Münchner Hofbade haben sich ein paar Herren auf ihre Weise vergnügt, und ein Wiener Blatt sagt, daß ihnen »der Boden unter den Füßen zu heiß wurde« und daß sie es deshalb vorgezo-

gen haben, »den Staub Münchens von ihren Schuhen zu schütteln«. Dampfbad, heißer Boden trotz Schuhen, Staub trotz Dampfbad ... man sieht, wie toll es in der Heißluftkammer der journalistischen Gehirne zugeht. Aber auch besseren Schriftstellern kann Hitze zu Kopf steigen. Einer schreibt etwa gegen die »Nacktkultur«. »Eine merkwürdige Zeit, die unsrige. Sie schwitzt Kultur aus allen Poren, aber das erste dürftige Kleidungsstück, das der Wilde anzulegen pflegt, wenn er zum Bewußtsein seiner Nacktheit kommt, möchte sie abschaffen.« Ja, wie denn auch nicht? Wenn die Zeit schwitzt, ist es doch natürlich, daß sie die Kleidung ablegt.

*

Aus Milwaukee (Wiskonsin, USA) wird mir eine Zeitschrift 'Der Einsame' geschickt, die unter allen in zehn Jahren entstandenen und vergangenen Nachahmungen der 'Fackel' die weitaus sympathischste vorstellt. Daß sie ganz so unpraktisch ist, wie das Original, beweist sie dadurch, daß sie selbst die zwanglose Folge und das Erscheinen in Doppelnummern nachahmt. Aber der Spiegel ihres Inhalts läßt mich nicht vor meinem Gesicht erschrecken, das nur durch die antikorrupsionistische Fratze meines Wirkens hierzulande verleidet wurde. Es ist offenbar, daß das Vorbild keinen anderen Anteil an dem Werke hat, als daß es dem Bedürfnis, sich selbst zu regen, einen Stützpunkt gab, und es scheint, daß das deutsche Geistesleben Nordamerikas für solches Bedürfnis Platz hat. Zwischen mancherlei Beweisen eines angestregten Wollens bricht Unmittelbarkeit, Frische und polemische Jugendlust durch. Über ein Interview einer Dame mit Haeckel (welch eine Welt, in der dergleichen möglich ist!) wird ganz Zutreffendes gesagt. Mir ist diese Flachsinnssorgie entgangen und darum zitiere ich gern — mit kleinen Abschleifungen —, was die deutsch—amerikanische Zeitschrift darüber sagt. Einen Satz, der im Eingang steht, lasse ich stehen, wiewohl ich ihn selbst in diesem Heft geschrieben habe. Ich habe ihn natürlich früher geschrieben als gelesen, und vielleicht hatte ich ihn schon vor Jahren geschrieben. Aber gerade dieser Satz und dieses Zusammentreffen sind für die Stilwirkung der 'Fackel' bezeichnend:

In der Rätselecke des 'Berliner Tageblattes' wurden am 12. Dezember des Vorjahres die letzten Probleme gelöst. »Im Haeckel'schen Hause in Jena, Gespräche mit dem Meister«, nennt sich das Zwiegespräch, das eine geschäftige Dame, Fräulein Else Roth von Otto, mit dem Aufdecker der »Sieben Welträtsel« gepflogen hat und dessen triple extrait sie in fast vier Spalten verspritzt. Sie begnügt sich nicht mit der bescheidenen Wallfahrt zu Haeckels Hause in der Bergstraße, nein Exzellenz muß erscheinen und über die letzten Dinge befriedigenden Aufschluß geben. Zwar konstatiert Frl. von Otto in selbstentsagendem Tone, daß sie sonst stillschweigend neben Haeckel einhergeht und nur die Saale murmelt; aber heute sind die Rollen vertauscht: Elsa — ach, nie sollst du mich befragen! — murmelt geheimnisvoll, Haeckel antwortet und nur die Saale schweigt, hurtig die Wogen wegwälzend ... die freundlich—geschäftige Fragerin aber nennt das grausame Spiel »den Kultus des Wahren, Guten und Schönen«. Nachdem der Gelehrte höflich konstatiert hat, daß es zwar kein Paradies im Jeneseits, aber ein solches in Jena gibt, geht sie sofort scharf ins Zeug und fragt ihn die Gewissensfrage, wie er es mit der Religion halte, indem sie ihn um einen kurzen Leitfaden über den Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft bittet. Haeckel — der, nebenbei gesagt, nie den Mut des konsequenten Atheismus gehabt hat und stets bemüht war, neuen Sprudel in alte Schläuche

zu gießen — antwortet, daß »bei folgerichtiger Auffassung des Monismus *tatsächlich* die beiden Begriffe von Religion und Wissenschaft zu einem verschmelzen. Schon Spinoza und Goethe haben dieser klugen Weltanschauung Ausdruck gegeben ... Schließlich wird sich niemand dem mehr verschließen können.« Aber Elsa Roth von Otto posiert den *advocatus diaboli*: »Sind Exzellenz davon wirklich so fest überzeugt? Meiner Ansicht nach gehen wohl die meisten Menschen deshalb in die Kirche, weil sie es von altersher so gewohnt sind, der *Bürokrat* aber glaubt an den Kirchenregeln festhalten zu müssen, weil seine soziale Stellung es verlangt.« Mit elastischer Nachgiebigkeit vollzieht der Gelehrte den Sprung von den letzten Fragen der Philosophie zur ersten Gesellschaft Berlins, gibt mit hoher Befriedigung die tiefe Erkenntnis kund, daß die Dummen in der Mehrzahl sind und die Gescheiten in der Minderzahl, spricht aber doch schließlich seine Hochachtung aus für die heutige Menschheit, die sich durch eine einheitliche Weltanschauung auf eine höhere Stufe — der Erkenntnis, des Wissens? — nein, der *Vollendung* erheben wird. Hier kann Frl. von Otto es sich nicht verbeißen, einzuschalten, daß der eigentliche Reiz, den Haeckel auf seine Umgebung ausübt, darin besteht, die verschiedensten Fragen *geistreich* zu behandeln, ohne langweilig zu werden. Aber eine Dame fragt mehr, als hundert Geistreiche beantworten können. »Glauben Sie nicht auch, Exzellenz, daß jedes einzelne Individuum mit seinem Gemütsleben der Religion anders gegenübersteht?« »Gewiß«, sagt Haeckel ernst; und er setzt ihr auseinander, daß die verschiedenen Religionen »den Menschen in die Poesie einer höheren idealen Welt versetzen sollen.« (In unserer Philisterwelt ist bekanntlich alles zu einem bestimmten Sollen da.) »Aber der wirklich moderne Mensch findet nur in der freien Natur das wirklich Gute, Wahre und Schöne.« Frl. von Otto nennt dies einen »bedeutenden geistigen Standpunkt« und konstatiert bedauernd, daß nicht alle Menschen auf demselben stehen. »Viele bedürfen der Kirche, sie ist das Rückgrat, das ihnen einen Halt gibt.« Darauf Haeckel: »Das verstehe ich nicht!« (Das bezieht sich natürlich auf die Sache und nicht auf die kristallklaren, fein zugespitzten *Aperçus* der scharfen Dialektikerin.) Und er stellt fest, daß die Wahrheit nur von der Wissenschaft gelehrt wird, »Und wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat damit auch einen Ersatz für den streng orthodoxen Kirchenglauben gefunden.« — Was ist Wahrheit! sagt Pilatus, aber Frl. von Otto klappt behende das Hörrohr zu und das Sprachrohr auf; mit echt weiblicher Verdrehung des Streitgegenstandes sagt sie: »Aber die Kirche will doch keinerlei wissenschaftliche Aufklärung anerkennen.« Dies gibt Haeckel zu und mit vereinigten Kräften wird in wenigen Zeilen der Widerspruch zwischen Kants reiner und praktischer Vernunft aufgedeckt und nochmals vernichtet, sozusagen mit zwei Tritten ins Leere; denn Haeckel konstatiert selbst, »daß der offenkundige Gegensatz der beiden Vernünfte schon im Anfange des 19. Jahrhunderts erkannt und widerlegt wurde.« Jetzt aber wird es fürchterlich, denn Frl. von Otto ist nicht mehr zu halten. Sie erzählt, daß der Deutsche Monistenbund eifrig bemüht ist, der neuen monistischen Ethik die größte Verbreitung zu sichern; fragt, ob man die christlichen und israelitischen Sagen nicht als Dichtun-

gen lehren könnte; konstatiert, daß dies auch für die Kinder vorteilhaft wäre und das Substanzproblem *noch* nicht gelöst ist — was Haeckel »lachend« zugibt — und fragt »gespannt«, wie eigentlich die Aktien des Vereines zur Zertrümmerung der alten Weltanschauung stehen ... Wer für Haeckels Wirken jenen Respekt hat, den das Schaffen dieses auf naturwissenschaftlichem Gebiete Großen hervorrufen muß, der hat es wohl schon schmerzlich empfunden, daß er in pseudophilosophischen Werken am Schleier der Maja herumzupft, ohne ihn auch nur um Millimeterbreite zu lüften. Aber wer es lesen muß, wie dieser Gelehrte in Interviews, mit geschäftigen Damen à la Suttner mit billigen Redensarten herumwirft, kaum gut genug, um in populären Vorträgen vorgebracht zu werden; und wer diese Brocken, halbverdaut, wiederfindet in deutschen Blättern, die vom intelligenteren Teil der Bevölkerung gelesen werden, der wird solchem billigen Zeugs gegenüber — und wäre er überzeugter Atheist — kaum die Meinung unterdrücken können: Wenn Gott nicht existierte, man müßte ihn erfinden!

*

In dem entzückenden Buche »*Lichtenbergs Mädchen*« (Verlag der 'Süddeutschen Monatshefte'), das die Korrespondenz mit Hofrat Meister (herausgegeben von Erich Ebstein) und das Faksimile eines Gedichtes bringt und das gewiß weniger Deutsche gelesen haben als den Briefwechsel von Moritz und Rina, finde ich einen Brief, dessen satirische Meinung von stärkstem Interesse für das heutige Wien sein müßte. Sie trifft die schnöden Umbaumeister unserer Stadt und befaßt sich mit jener Architektonik des Überflüssigen ganz und gar in dem Sinne, in welchem heute Adolf Loos dem herrschenden Geschmack die Indianerfreude an dem Ornament nachweist. Lichtenbergs Vorliebe für den englischen Stil des Lebens verleugnet sich hier nicht.

»Ew. Wohlgeb. sende ich hierbey die vorgestreckten Bücher mit gehorsamsten Dank wieder zurück. HE. Prof. Feder, der ein sehr vertrauter Freund des Ob(er) Commiss(är) Maynberg ist, soll gelegentlich einmal meine Meinung über die Schönheit eines Stadthors vernehmen, und ob ich gleich mehrere schöne Thore gesehen, auch selbst dem Bau zweyer beygewohnt habe, die ebenfalls mehr gegen die Feinde der Licent—Casse als des Vaterlands angelegt worden sind, so wolte ich doch gern meine dunckeln, oder höchstens klaren Ideen ein bisgen aus Büchern deutlich machen, und diesen Zweck habe ich durch ihre Gütigkeit, so viel als nöthig erreicht. Nur Schade, ich hatte mich auf eine Rede geschickt, die ich, wies zum Knoten kam, nicht halten konnte. Nemlich die Göttingischen Thore, (auf diese nemlich war es angesehen), sollen keine Bogen und kein anderes Gewölbe haben, als den blauen Himmel. Bey solchen Vorschlägen weint freylich die architectonische Muse und überträgt die Sache dem Mauermeister. Alles, was ich bey der Sache gethan habe, war zu verhindern, daß keine Würfel auf die Spitze gestellt wurden, daß keine Ananas auf den Thorpfosten einer Stadt blühen mögten, wo die Cartoffeln kaum in der Erde gerathen. Auch den Artischocken habe ich mich widersetzt und eben so den Urnen und Blumentöpfen, wo dagegen gerathen daß man ja Blumentöpfe da haben wolte, man lieber gelben Lack und die *Viola matronalis* in *Natura* hinstellen mögte, als die Bildung derselben unsern Künstlern überlassen, die ihren Stil

an den Fußbänken verdorben und sich daher selten über 6 Zolle über die Gosse erhöhen. Es werden also wohl der Stadt Leu und der Lüneburgische Hengst und zwar von HE. Nahl in Cassel gearb(eitet) sich einander Wappen weisen und Gesichter schneiden, und jeder Pfosten soll aus gekuppelten Dorischen Pfeilern bestehen, just stark genug, um den blauen Himmel zu tragen. Ich hatte einen Plan im Kopf, der wirklich, recht wenig zu sagen, von der Art war, von denen man zu sagen pflegt, daß sie sich gewaschen hätten. Das Thor sollte einen Fronton erhalten, auf dessen scharfer Kante ich einen Globum coelestem und eine Punsch Bowle nach Art der Würfel balancieren wolte, um sie sollte ein Krantz aus Coquarden, Zwieback und Rosen nebst Citronen Schaale Bändern geschlungen seyn mit der Ueberschrift Omnibus idem. Zwischen die Triglyphen hatte ich in die Quadrate Mettwürste, ebenfalls Zwiebäcke in Pythagorischen Triangeln nebst Pottkuchen gestellt. In den Fronton nach dem Felde solte Kulenkamps Silhouette mit dem Matrikulwerk aufgeschlagen und der deutlichen Zahl 999 und der Unterschrift *kommt her zu mir* zu stehen kommen; nach der Stadt zu solten Stocks und Maynbergs Silhouette gestellt werden mit der Unterschrift Stocklo et Maynbergio in Philistaea Leinana cons. Im Schlußstein nach dem Feld hätte ich eine Fuchsfalle abgebildet, auf dem andern aber gegen die Stadt einen Fuchs im Taubenhaus, oder auch den Storch, wo er den Fuchs auf eine Flasche Milch invitiert, in die er mit seinem dicken Maul nicht hineinkann, oder so etwas. Sagen Sie selbst, liebster HE. Professor, ob es nicht schändlich ist, in diesen Tagen des dringenden Genies solche Sachen zu unterdrücken, ja ich habe sogar gedacht, ob man nicht selbst dem Grönder und Weender Thor Flügeln das Ansehen von einer Fuchsfalle hätte geben sollen, um einen zudringlichen Postwagen nicht sowohl auszuschließen, als vielmehr zu fernerer Behandlung einzuklemmen. Allein nun Schertz bey Seite, und (den Dank zu Anfang allein ausgenommen) zur eigentlichen Absicht meines Briefs ... «

*

Da in den nächsten Tagen mein Aphorismenbuch erscheinen wird, dessen Durcharbeitung und Komposition jene Plage war, deren Wohltat das Erscheinen leider ein Ende setzt, so fühle ich mich gedrängt, den Freunden zu danken, die nur als erste, wertvollste Leser und Hörer durch Urteil, Rat und vielfache Unterstützung in den Korrekturen beigestanden sind: den — in alphabetischer Folge genannten — Herren Karl Hauer in München, Ludwig R. v. Janikowski und Otto Stoessl in Wien. Das Buch »Sprüche und Widersprüche« erscheint zunächst außerhalb der Reihe meiner Ausgewählten Schriften, in die ich es gemäß einer Vereinbarung mit dem Verleger erst nach fünf Jahren aufnehmen kann. Die Arbeit an dem Bande »Kultur und Presse« (I. Teil), die ich lange aussetzen mußte, wird hoffentlich in diesem Frühjahr beendet sein.

* * *

Das älteste Wort sei fremd in der Nähe, neugeboren und mache Zweifel, ob es lebe. Dann lebt es. Man hört das Herz der Sprache klopfen.

*

Ein Paradoxon entsteht, wenn eine frühreife Erkenntnis mit dem Blödsinn ihrer Zeit zusammenprallt.

*

Ei sieh, der Verwaltungsrat der Kretinose—Aktiengesellschaft und der Direktor der vereinigten Banalitätswerke!

*

Er starb, von der Äskulapschlange gebissen.

*

Bevor man das Leben über sich ergehen läßt, sollte man sich narkotisieren lassen.

Karl Kraus

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**